

Nr. 19. Posen, den 8. Mai. 1892.

Primula veris.

Erzählung von A. Brüning.

(Fortsetzung.)

Lächelnd nahm er das Blatt wieder auf, dessen Anfang er noch einmal mit halblauter Stimme wiederholte. „Was wirst Du sagen, mein lieber Junge, wenn Du hörst, daß Dein alter Onkel Manfred“ („als ob man mit achtundvierzig Jahren ein Greis wäre!“) „sich mit Liebesgedanken trägt und im Begriffe steht, um ein ganz junges Mädchen zu werben? Lache mich aus, Gert; aber weiß Gott, ich konnte nicht anders! Es ist über mich gekommen, ich weiß nicht wie, dies Gefühl, das stärker ist als meine Vernunft und mein Wille, und mich zu dem Schritte getrieben hat, der in meinen Jahren den Meisten als eine Thorheit erscheinen wird. Es drängte mich, zuvor Deine Ansicht darüber zu hören, aber unvorhergesehene Ereignisse haben meine Werbung beschleunigt, so daß sie jetzt bereits Thatsache ist. Ich möchte indeß nicht, daß Du zuerst vielleicht von Fremden davon erfahren solltest: darum mache ich Dir gleich selbst die Mittheilung, Dir zugleich die heilige Versicherung gebend, daß Du nach wie vor in meinem Herzen wie in meinem Hause stets Sohnesrechte genießen wirst.“

„Das klingt wirklich, als ob er mich um Erlaubniß zu seiner Verlobung fragen müßte,“ unterbrach sich der Lesende halb lachend, halb ärgerlich. „Guter thörichter Onkel! Als ob mir irgend welche Rechte dadurch verkürzt würden, als ob Du nicht für mich, den Fremden, an den kein verwandtschaftliches Band Dich knüpft, schon übergenug gethan hättest, und ich Dich schließlich auch noch beerben müßte! Nein, Gottlob, von solcher Selbstsucht weiß ich mich frei, wenn ich auch vermuthen konnte, daß Du in Deiner Herzensgüte mir dergleichen zugedacht — gerechnet hab' ich darauf nie, und noch weniger mißgönne ich Dir jetzt darum Dein Glück!“ Er zog aus der vor ihm liegenden Mappe einen Bogen hervor und warf hastig einige Antwortzeilen darauf, in denen er warm und herzlich seinen Glückwunsch zu der beabsichtigten Verlobung und zugleich seine innige Freude darüber aussprach, daß seinem Wohlthäter noch solch ein Herzensglück erblühen würde. „So, nun wird er wissen, daß ich nicht daran denke, ihm aus seiner Liebe einen Vorwurf zu machen,“ lachte er, das Couvert schließend. „In der That, ich, der ich ihre berauschende Macht an mir selber empfinde, hätte wohl auch am wenigsten ein Recht dazu.“

Sein Blick wandte sich zu dem rosigen Blüthenstern, der in einem Kelchglase auf dem Schreibtisch stand und ihn anzublicken schien, wie ein großes unschuldvolles Kinderauge. Er dachte des Augenblicks, wo er die Blüthe aus Gabrielens Haar genommen. Seine Phantasie zauberte ihm die Elfengestalt vor das entzückte Auge. Mit einem Seufzer erwachte er aus dem holden Traume, um voll Ungeduld nach der Uhr zu blicken, ob denn noch immer die Stunde nicht nahe sei, wo er der ihm gewordenen beseligenden Aufforderung folgen und die Geliebte von ihrem Vater als sein Eigenthum erbitten durfte. Wie langsam heute die Zeiger vorrückten! Seinem leidenschaftlichen Temperament dünkte die Qual des Wartens schier unerträglich. Der Glücksrausch, in welchem er von dem Fest im Ehrhardt'schen Hause zurückgekehrt, hatte ihn nicht schlafen lassen. Während der wenigen, noch bis zum Tagesanbruch fehlenden Stunden hatte er offenen Auges auf seinem Feldbett gelegen und glücklichen Zukunftsträumen nachgehangen. Bereits mit dem ersten Sonnenstrahl hatte die Klingel den Burschen, der sich nach einer Ballnacht solch frühen Aufstehens nicht versehen haben mochte, in das Zimmer seines Herrn gerufen, dessen Toilette noch niemals so schwer von statten gegangen, wie heute.

Nicht nur, daß er zu des guten Johanns großer Verwunderung Galauniform befohlen — es war dem sonst immer Freundlichen und leicht Zufriedenen heute nichts recht zu machen, und manche nicht sehr schmeichelhafte Worte hatte der arme Johann in den Kauf nehmen müssen, ehe das große Werk zur Zufriedenheit seines Herrn vollendet war. Erleichtert hatte er aufgeathmet, als der Herr Lieutenant endlich in voller Parade vor dem Spiegel stand.

Sein Herr hatte ihn dann noch zu einem der ersten Kunstgärtner geschickt, um einen Primelstrauß zu bestellen, ein Auftrag, bei dem in Johanns Kopf über die Bedeutung der Galauniform plötzlich ein Licht aufgegangen war. Als nach all' diesen Vorbereitungen der junge Offizier endlich sein Wohnzimmer betreten, wo Helm und Pallasch von Johann bereit gelegt worden, hatte die Uhr immer noch eine viel zu frühe Stunde gezeigt, und da war ihm in dem Briefe Onkel Manfreds eine willkommene Ablenkung für seine Ungeduld zu Theil geworden, die indeß jetzt in verdoppeltem Maße zurückkehrte.

Er klingelte. „Hier diesen Brief besorge schnell zur Post,“ befahl er dem eintretenden Burschen, „und dann laufe noch einmal zum Gärtner und sieh zu, ob der Strauß fertig ist. Wenn möglich, bringe ihn gleich mit, hörst Du?“ Eben

wurde draußen die Schelle gezogen. „Ah, da ist er gewiß schon!“ rief Gert lebhaft. „Schnell geh und öffne!“ Der Bursche eilte hinweg, um gleich darauf mit einem zierlichen Billet zurückzukehren. Der Bediente des Herrn Geheimen Kommerzienraths Ehrhardt habe es für den Herrn Lieutenant abgegeben, meldete er, das Briefchen in Gerts ausgestreckte Hand legend. Mit Entzücken erblickte Gert die kleine Primel auf der Rückseite des Couverts: einen Karton mit diesem Zeichen geschmückten Billetpapiers hatte er vor kurzem Gabrielen zum Vielliebchen geschenkt. — „Von ihr also!“ Kaum vermochte er seinen inneren Jubel vor dem Burschen zu verbergen. „Wartet der Bote auf Antwort?“ Die Frage wurde verneint, worauf Johann einen hastigen Wink erhielt, sich zu entfernen. Sobald er sich allein sah, drückte der junge Offizier in stürmischer Freude seine Lippen auf das Billet. Was konnte es enthalten? Erwartungsvoll löste er den Umschlag und zog das eng beschriebene Blättchen hervor.

Wie seltsam kraus und unregelmäßig die Buchstaben durcheinanderliefen; es hatte fast den Anschein, als müsse die Hand, die sie geschrieben, heftig gezittert haben. Befremdet las Gert die Ueberschrift: „An den Freiherrn Gert von Waldau“. Was bedeutet das? Nach dem gestrigen Abschied hätte er eine ganz andere Anrede erwarten dürfen. Er fühlte plötzlich, wie sein Herz stürmisch zu schlagen begann. Hastig flogen seine Blicke über das Billet, aber mit Mühe nur vermochte er den Inhalt zu entziffern. Er lautete:

„Wenn Sie diese Zeilen erhalten, bin ich bereits die Braut eines Andern. — Verdammen Sie mich nicht; mir blieb keine Wahl. — Nachdem Sie uns in dieser Nacht verlassen, erfuhr ich von meinem Vater, daß er in Folge des Sturzes einer Hamburger Firma ruinirt sei und seine Zahlungen einstellen müsse. Um seine kaufmännische Ehre zu retten, hätte Papa alles hingeben müssen; wir wären bettelarm und dadurch, wie er mir begreiflich gemacht, meine Verbindung mit Ihnen zur Unmöglichkeit geworden. Ich will damit gegen Sie keinen Vorwurf aussprechen, weiß ich doch, daß Ihre Gefühle für mich durch diesen Wechsel nicht berührt werden, und nur Ihre Stellung als Offizier die Trennung bedingen würde. Ihnen hätte ich also doch nicht angehören können. Um meinen Vater zu retten, gab es aber nur ein Mittel: meine sofortige Einwilligung zur Heirath mit einem reichen Manne, der soeben bei meinem Vater um mich geworben und ihm Hülfe angeboten hatte. Ich that, was ich in diesem Falle thun mußte — zürnen Sie mir nicht deshalb und versuchen Sie nicht, meinen Entschluß wankend zu machen . . . Derselbe ist unwiderruflich. Mein Kopf ist wüst und wirr — ich kann nicht weiterschreiben. Wozu auch? alle Worte können doch nichts an der Thatsache ändern, daß wir einander auf ewig verloren sind. Leben Sie wohl! — Vergeben und vergessen Sie, wenn Sie es können. Ihr Glück wird das unablässige Gebet sein Ihrer unglücklichen

Gabriele Ehrhardt.“

Aus den lebensfrohen Zügen des Offiziers war während des Lesens jeder Blutstropfen gewichen. Er mißtraute den eigenen Sinnen. Dreimal überlas er die verhängnißvollen Zeilen, ehe er an ihre Wirklichkeit zu glauben vermochte. Endlich sank die Hand, die das Billet hielt, schlaff herab. Wie ein Schwindel kam es über ihn, taumelnd griff er nach einer Stütze. Eine ganze Weile verharrte er so, unfähig, das Geschehene zu fassen. Aber dann zuckte er plötzlich auf. An der Stelle der Lähmung, mit der der Schreck über den unerwarteten Schlag ihn gefesselt, trat ein wilder zorniger Schmerz. Aufgeopfert also! Aufgeopfert um des elenden Mammons willen, den er in stolzem Selbstgefühl verachtet sein Leben lang! Und so schnell hatte sie ihn aufgeben können — so ohne vorherige Aussprache und Verständigung mit ihm . . . Hatte sie denn gewußt, ob er nicht bereit gewesen wäre, ihr selbst die Uniform zu opfern und in irgend einem bürgerlichen Beruf für sie zu arbeiten? — Aber freilich, ihr Vater, die stolze Firma Ehrhardt, die mußten gerettet werden um jeden Preis! Was galt dagegen sein Lebensglück? Mochte es in Trümmer gehen — die Kindespflicht stand ihr höher als ihre Liebe! Er lachte höhnisch auf. Der Schmerz machte ihn ungerecht: heftig schleuderte er das duftende Billet auf den Boden und trat mit dem Fuße darauf. Aufblickend traf sein Auge zufällig die Primel auf seinem Schreibtisch. Wie ein vorwurfsvolles Menschenauge schaute die Blume ihn an, und da war mit einem Male Zorn und Bitterkeit aus seinem Herzen geschwunden — es blieb nichts darin als die Liebe und ein ungeheurer Schmerz. „Primula veris!“ Wie ein Stöhnen kam das Wort über seine Lippen. „Nein, er konnte sie nicht lassen, seine Frühlingsblume, ohne die sein Leben fortan nur wie ein einziger, trostloser Wintertag sein würde . . . Gab es denn keine Möglichkeit mehr, sie sich zu erhalten? Fieberisch jagten die Gedanken hinter der bleichen Stirn. „Onkel Manfred!“ rief eine hoffnungsvolle Stimme in seinem Herzen. Sekundenlang gab er dem Gedanken Raum, vor dem gütigen Manne sein Innerstes zu erschließen und seinem Stolze das Opfer einer Bitte um Hilfe abzuringen. Unwillkürlich machte er eine halbe Wendung nach seinem Schreibtisch hin; da fiel sein Auge auf den offenen Brief, den er vorhin gelesen — und ein bitteres Lächeln zuckte um seine Lippen. Fahre hin, auch diese letzte Hoffnung fahr — hin!

Onkel Manfred stand ja im Begriff eine eigene Familie zu gründen, wie hätte er, der Fremdling, da noch einen solchen Anspruch an ihn erheben dürfen! „Vorbei!“ Gert preßte die Zähne aufeinander, um gewaltsam den Schmerzensschrei zu ersticken, der sich über seine Lippen drängen wollte. Schwer und langsam ließ er sich in den Sessel vor dem Schreibtisch sinken, wo er kurz zuvor in so glücklicher Erwartung gesessen, und, die Arme auf die Platte stützend, vergrub er den Kopf in beide Hände. Er hörte es nicht, daß hinter ihm die Thür geöffnet wurde und sein Bursche eintrat, mit hochrothem Kopf, noch ganz athemlos vom schnellen Laufen. Erst als derselbe meldete: „Herr Lieutenant, da sind die Blumen!“ fuhr er jäh aus seiner Versunkenheit empor. Wie ein Krampf schnürte es ihm das Herz zusammen, als er den Strauß erblickte, aus dessen zarter Spitzenmanchette die rothen und weißen Primelköpfchen in entzückender Frische hervorlugten, aber gewaltsam wußte er seine Züge zu beherrschen, sein Stolz litt es nicht, daß der Diener einen Einblick in sein Innerstes gewann. Ruhig nahm er den Strauß in Empfang. „Es ist gut, Du kannst gehen, bis ich Dich rufe.“ Als er allein war, schritt er zu dem brennenden Kachelofen, dessen Glut er hell anfachte. Dann zerpflückte er langsam Blatt für Blatt die Blüthen in seiner Hand und streute sie in die lodernde Flamme, und als von dem Strauß nichts mehr übrig war, nahm er auch das zerknitterte Billet vom Boden auf und warf es hinein. Düsteren Blickes starrte er in die Glut, bis das letzte Restchen verzehrt war. „Staub und Asche wie mein Glück, meine Hoffnungen und Träume,“ murmelte er vor sich hin. Eine Stunde später lag in der Kanzlei des Regimentskommandeurs ein Gesuch des Lieutenants von Waldau, in welchem er um seine Versetzung in eine entferntere Garnison und gleichzeitig um einen längeren Urlaub bat.

Zwei Ereignisse, welche äußerlich in keinerlei Zusammenhang, von den betheiligten Kreisen aber miteinander in Verbindung gebracht wurden, waren es, welche im Laufe der nächsten Tage der Klatschsucht der sogenannten „Gesellschaft“ ausgiebige Nahrung boten. Das eine war eine plötzlich angetretene Urlaubsreise des allgemein beliebten und besonders von der Damenwelt schwer vermißten Lieutenants von Waldau, von der er, wie man sagte, nicht zurückkehren würde, da ihm auf seinen Wunsch eine Versetzung bewilligt worden sei. — Das andere die nicht minder plötzliche und unerwartete Verlobung der schönen Tochter des Banquier Ehrhardt mit einem irgendwo aus Ostpreußen hergeschneiten unbekannten Menschen. „Manfred Blanden, Gutsbesitzer“ hatte auf den mit großen Initialen geschmückten Verlobungsanzeigen gestanden, welche Balduin Ehrhardt unmittelbar nach dem in seinem Hause stattgehabten Ballfest herumgesandt. Wer war das, Manfred Blanden? Niemand kannte ihn, und man zerbrach sich die Köpfe über diesen vom Himmel gefallenen Bräutigam, der „nicht einmal vom Adel“ war. Bisher aber hatte man doch fest angenommen, daß der Ehrgeiz des Geheimen Kommerzienraths zum mindesten das Prädikat „von“ von seinem Schwiegersohn verlangen würde. So blieb also nur die Annahme übrig, daß dieser Manfred Blanden ein Krösus, und die Verlobung

mithin eine Spekulation des Banquiers sei, wenngleich man letzterem eine solche Handlungsweise nicht zugetraut hatte. Eine Masse „On dits“ durchschwirrte die Luft. Nach der einen Version war Gabriele das Opfer der Geldgier ihres Vaters, nach der anderen erschien sie selbst als eine herzlose Kokette, welche ein leichtfertiges Spiel getrieben — alle aber waren einig in Sympathie für den Lieutenant von Waldau, von dessen plötzlicher Abreise man den Grund zu kennen glaubte. „Armer Kerl, er hat sich sicher einen Korb geholt!“ sagten seine Kameraden mit bedauerndem Achselzucken, und diese Auffassung wurde so ziemlich allgemein getheilt, wobei natürlich über Manfred Blandens junge Braut und deren Vater wenig schmeichelhafte Aeußerungen laut wurden. Trotzdem wurde der Empfangssalon des Ehrhardt'schen Hauses nicht leer von Gratulanten. Hatte sich doch die Achtung vor dem Reichthum des Banquiers und die Ueberzeugung von der Solidität seiner Firma während der letzten Tage noch um ein Beträchtliches erhöht durch den Umstand, daß die durch den Sturz des Hamburger Bankhauses hervorgerufene Krisis, welche bereits manches Opfer gefordert hatte, auf den gleichmäßig fortlaufenden Geschäftsgang in den Ehrhardt'schen Komptoirs keinerlei störenden Einfluß ausgeübt. Mochten immerhin in Börsenkreisen in letzter Zeit dunkle Gerüchte von der Möglichkeit einer das Haus Ehrhardt betreffenden Katastrophe kolportirt worden sein — sie wurden jetzt auf das Evidenteste widerlegt: die alte Firma stand fest und unerschüttert, und ihr Chef trug das Haupt höher und stolzer denn je. Es war während der Nachmittagstunden des dritten seit dem Feste verflossenen Tages. Vor dem Portal des Ehrhardt'schen Hauses hielt die Equipage des Banquiers, welche soeben den Bräutigam vom Bahnhofe abgeholt hatte. Während der Bediente diensteifrig herzusprang, den Schlag zu öffnen, richteten sich rechts und links hinter den Fenstern der Nachbarhäuser zahlreiche neugierige Augen auf den hochgewachsenen, vornehm aussehenden Herrn, welcher, die Hand nur leicht aufstützend, vom Trittbrett sprang und elastischen Schrittes die Stufen zum Portal erstieg, wo ihn sofort der Portier in Empfang nahm, um ihn zunächst in das Kabinet des Hausherrn zu führen. Die junge Braut wollte ihn erst später, nach einer Aussprache desselben mit dem Banquier, begrüßen. Sie wartete in ihrem Boudoir, bis der Vater ihr den Verlobten zuführen würde. Die Hausdame, Fräulein Feldner, befand sich bei ihr, um bei der Begrüßung des Brautpaares gegenwärtig zu sein. Die junge Dame trug ein langschleppendes, schwarzes Spitzenkleid, ganz überrieselt von flimmernden Schmelzperlen; sonst keinen Schmuck, nicht einmal eine Blume. Sie sah sehr lieblich aus in diesem Spitzenkleide. Dennoch hatten die Augen der alten Dame, welche mit einer feinen Filetarbeit beschäftigt, auf dem Sopha saß, bereits mehrmals mit mißbilligendem Ausdruck auf ihr geruht.

Gabriele stand, während unten der Wagen vorfuhr, am Fenster, halb verborgen hinter den mattblauen Seidenfalten der Vorhänge, welche über eine Wolke von Spitzenduft herabflossen. Jetzt wandte sie sich langsam ins Zimmer zurück — ihre Wangen waren weiß wie Alabaster. „Nun, Kind, hast Du Dir Deinen Bräutigam angeschaut?“ klang die Stimme der alten Dame freundlich durch die bereits seit geraumer Zeit im Zimmer herrschende Stille. „Entspricht er denn auch noch dem Bilde, das Du von ihm im Herzen trugst?“ „Ich weiß nicht — ich sah nur flüchtig hin.“

Wie apathisch das klang! Die alte Dame sah mit schnellem Aufblick in das junge Antlitz, das ihr seit einigen Tagen so merkwürdig verändert erscheinen wollte. Unter den Augen lagen leicht bläuliche Schatten, welche den sonst so sonnigen Blick verdunkelten, und um den weichen Mund zog sich ein weher Zug, der, selbst wenn sie lächelte, was freilich auch nur selten geschah, nicht ganz verschwand. „Du siehst leidend aus,“ bemerkte die alte Dame theilnehmend, „ich hoffe, Du verhehlst uns kein Unwohlsein. Uebrigens,“ fuhr sie fort, als das junge Mädchen nur eine abwehrende Handbewegung machte, „nimm mir's nicht übel, Kind, Deine Toilette, so geschmackvoll sie an sich ist, scheint mir etwas seltsam gewählt, für die Gelegenheit. Einer Braut ziemen lichte Farben, sollte ich meinen. Du liebst sie doch sonst, warum denn heut' auf einmal dieses feierliche Schwarz? Komm, laß mich Deinem Anzug wenigstens ein paar Blumen hinzufügen.“ Sie erhob sich und griff in die auf dem Tisch vor ihr stehende Krystallschale, welche der Gärtner des Kommerzienraths aus den Gewächshäusern täglich frisch zu füllen hatte. Fräulein Feldner zog ein paar tief rosa gefärbte Primeln heraus und trat damit zu Gabrielen, hielt aber erschrocken inne, als diese mit allen Zeichen heftiger Aufregung vor ihr zurückwich. „Nicht diese Blumen, ich bitte . . .“ kam es in angstvoller Abwehr von den plötzlich entfärbten Lippen. „Aber Kind, wie seltsam nervös Du heute bist! Was haben Dir nur die unschuldigen Primeln gethan? Sie kleideten Dich doch so gut letzhin auf unserem Balle, und ich dachte, ihre lebhafte Farbe würde Deine dunkle Toilette etwas frischer machen. Es scheint indeß.“ fuhr sie gutmüthig scherzend fort, „Du hast Dich in den frappanten Effekt dieses schimmernden Schwarz verliebt und fürchtest, ihn Dir durch bunte Farben zu verderben. In Gottes Namen denn!“ und mit einem leisen Seufzer vertauschte sie die Primeln gegen ein paar zarte weise Narzissen, die sie geschickt an Haupt und Brust der jungen Dame befestigte. Als sie damit fertig war, legte sie leise den Arm um Gabrielens Nacken und fragte, das dunkle Köpfchen an sich ziehend, im Tone zärtlicher Besorgniß: „Hast Du Deinen Bräutigam denn auch von Herzen lieb, Kind, so lieb, wie man den Mann haben soll, um dessentwillen man das Vaterhaus verläßt?“ Ein heißes Roth ergoß sich bei der unerwarteten Frage über Gabrielens blasses Antlitz. „Wie närrisch Du fragst, Tantchen“ (mit diesem vertraulichen Namen wurde nach liebgewordener Kindergewohnheit die alte Dame stets von ihr genannt), „weshalb wäre ich denn wohl sonst seine Braut?“ Die alte Dame war wenig zufrieden mit dieser Antwort. Das war es ja eben, was sie sich selbst schon hundertmal gefragt während der verflossenen Tage. Von dem, was in jener Ballnacht zwischen Vater und Tochter verhandelt worden, hatte sie freilich keine Ahnung.

Bald darauf öffnete sich die Thür; in ihrem Rahmen erschien Manfred, hinter ihm der Banquier, dessen Augen sich mit einem angstvoll beschwörenden Blick auf das Antlitz seiner Tochter richteten. Gabriele war erblaßt; mit gesenkten Wimpern erwartete sie die Annäherung ihres Verlobten. Sekundenlang verharrte dieser zögernd auf der Schwelle, mit einem Blick voll Liebe und Mitleid das zitternde junge Geschöpf betrachtend, dessen Bläße und sichtliche Aufregung er den Sorgen der letzten Tage zuschrieb. Dann eilte er raschen Schrittes auf sie zu, erfaßte mit warmem Druck ihre beiden schlaff herab hängenden Hände und flüsterte mit bewegter Stimme: „Gabriele, süßes, geliebtes Kind, ist es denn möglich, daß Du mich lieb haben — daß Du mein eigen sein willst?“ Das war wieder die gütige, zum Herzen dringende Stimme, deren sympathischer Klang so fest in Gabrielens Erinnerung haften geblieben, und unter deren Einfluß sich auch jetzt die qualvolle Spannung ihrer Seele zu lösen begann. Sie hob die Wimpern empor, und während sie in das über sie gebeugte Antlitz mit den ernsten, charaktervollen Augen blickte, kam auch wieder das alte Vertrauen über sie. Zu sprechen vermochte sie indeß nicht in diesem Augenblicke. Sie nickte nur ein schüchternes Ja auf seine Frage und legte still den Kopf an seine Brust. Glücklich drückte er einen leisen Kuß auf ihre Lippen und führte das bebende Mädchen dann zu einem Sessel neben Fräulein Feldner, welche er in herzlicher Weise begrüßte. Alsdann nahm er zwischen seiner Braut und deren Vater Platz und begann eine zwanglose, anregende Unterhaltung, die er eben so geschickt wie taktvoll zu leiten wußte. Aber erst auf Fräulein Feldners direkte Aufforderung erzählte er auch von seinem Gute Mallehnen. Er schilderte mit Wärme die landwirthschaftlichen Reize seiner vielverkannten ostpreußischen Heimath, als deren höchsten er die Nähe des Meeres pries, das ihm, wie er sagte, stets als das Erhabenste in der Schöpfung erschienen sei. „Da wird also unsere Gabriele,“ bemerkte die alte Dame sichtlich erfreut, „künftig stets den Anblick der blauen Fluth, für die sie sich in Misdroy so sehr begeistert hat, genießen können.“ „Freilich,“ bestätigte Manfred, „der Park von Mallehnen zieht sich bis unmittelbar an den Strand hinab, und die Hinterfront des Herrenhauses gewährt aus allen Fenstern die Aussicht auf das Meer.“

(Fortsetzung folgt.)

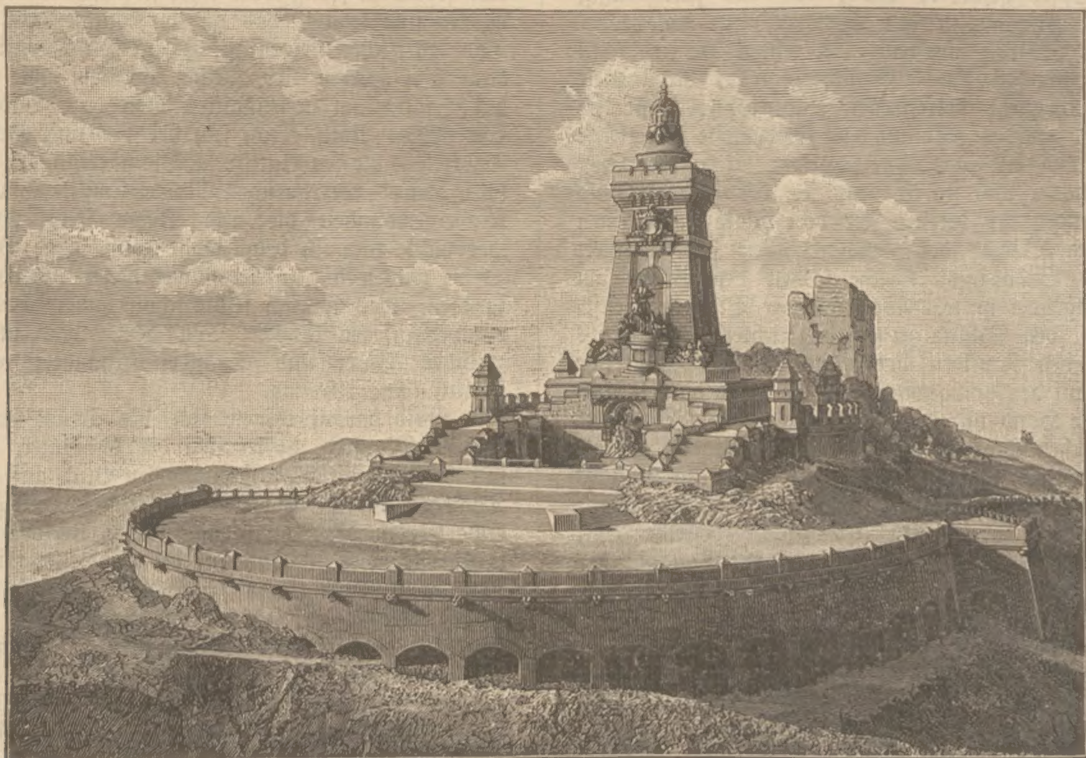
Kaiser-Wilhelm-Denkmal
auf dem Kyffhäuser.

Das Kaiser-Wilhelm-Denkmal auf dem Kyffhäuser reift stetig und sicher seiner Vollendung entgegen, und in etwa vier Jahren wird sich auf dem altehrwürdigen Sagenberge ein Bauwerk erheben, wie es Deutschland bisher noch nicht besessen hat, ein Meisterwerk der Architektur von ungleich großartigerer Wirkung als das Niederwald-Denkmal, weithin in die Lande schauend, vom Harze, von den Thüringer Bergen und weithin in der Ebene sichtbar, das größte Denkmal, das dem Begründer des neuen Deutschen Reiches geweiht werden wird. Da die Baupläne nunmehr bis ins Einzelnste durchgearbeitet sind, dürften einige Mittheilungen über das Denkmal, wie es sich mit seiner Umgebung dem Beschauer später darbieten wird, und wie es in der nachstehenden Abbildung dargestellt ist, auf allgemeines Interesse Anspruch machen. (Photographien des Denkmals sind in drei verschiedenen Größen durch den bekannten Kunstverlag von Dr. E. Mertens & Co., Berlin W., Schaperstraße, zu beziehen.)

daß solche Dimensionen in der freien Natur und bei dem Mangel jeden Vergleiches doch bedeutend kleiner wirken, in keiner Weise ungewöhnlich, sondern durchaus verhältnißmäßig erscheinen werden.

Als Baumaterial für den architektonischen Theil wird der auf der Baustelle selbst und in deren nächster Nähe gewonnene wetterfeste Kyffhäuser Sandstein verwendet, welcher im Verein mit dem in Kupfertreibung projektirten Reiterstandbilde und dessen Nebenfiguren einen für den Charakter des Denkmals sehr entsprechenden energischen Farbenaccord abgeben dürfte.

Das Innere des Thurmes erhält in Terrassenhöhe eine mächtige überwölbte, hell erleuchtete Halle, welche als Votiv- oder Versammlungssaal benutzt werden kann, und in deren an allen vier Seiten vorhandenen großen Nischen die zum Bau des Denkmals benöthigten Modelle sowohl des ganzen Denkmals selbst, wie der einzelnen plastischen Theile Aufstellung erhalten und der Besichtigung zugängig gemacht werden sollen.



Die Bauarbeiten am Kyffhäuser-Denkmal haben bisher einen erfreulichen Fortgang genommen; und wenn auch der lange Winter 1890/91 erst Ende April v. J. die Wiederaufnahme der Bauthätigkeit zuließ, so wurden doch während des vergangenen Jahres die Arbeiten so rege betrieben, daß nicht nur die im Spätherbst 1890 begonnene große Ringterrasse während des Sommers 1891 vollständig vollendet, sondern auch die von den Eckthürmchen flankirten ebenfalls sehr ausgedehnten Mittelterrassen so gut gefördert wurden, daß mit Anfang der diesjährigen Bauthätigkeit der Thurmbau und dessen umgebende Terrasse begonnen werden konnte. — Dem Besucher der am 10. Mai d. J. stattfindenden Grundsteinfeier wird sich daher ein klares Bild vom ganzen Grundplane des Denkmals an Ort und Stelle darbieten. —

In diesem Jahre dürften die Arbeiten etwa bis zur Höhe des Reiterstandbildes gefördert werden, während mit Ende nächsten Jahres der Thurm in seiner ganzen, von der Ebene der großen Ringterrasse bis Kronenspitze 64,25 Meter haltenden Höhe in die Lande ragen wird. — Mit dieser Höhe übersteigt der Thurm allein, ohne die der Fernwirkung des Denkmals noch zu Gute kommende Ringterrassenhöhe (an einigen Stellen 11 Meter), die Siegessäule auf dem Königsplatz in Berlin um 5 Meter und ist doppelt so hoch als das Niederwald-Denkmal. Die Ausdehnung der dem Thurmbau vorgelagerten Ringterrasse beträgt 100 Meter im Durchmesser; sie hat vergleichsweise die Größe des Platzes vor dem Brandenburger Thor in Berlin. —

Hat somit der Thurmbau ganz bedeutende Abmessungen erhalten und zeigt auch das Reiterstandbild eine vom Pferdehuf bis Scheitel der Kaiserfigur gemessene Höhe von 7 Meter, eine bisher noch nicht zur Ausführung gebrachte Größe, so hat man zu bedenken,

Der obere Theil des Thurmes erhält eine bis zum Zinnenkranz und zur Krone führende steinerne Treppe, um auch von diesen erhöhten Stellen die Aussicht über einen der schönsten Theile deutscher Erde genießen zu können.

Mit dem genialen Erbauer des Denkmals, Architekten Bruno Schmitz in Berlin, wird ein ebenso anerkannter Vertreter der Bildhauerkunst wetteifern, das Denkmal zu einem Meisterwerke ersten Ranges zu gestalten, Bildhauer E. Hundrieser in Charlottenburg, welcher die Herstellung der plastischen Theile, des Reiterstandbildes nebst Nebenfiguren, übernehmen wird.

Es ist bekannt, daß das Kyffhäuser-Denkmal von den zu diesem Zweck vereinigten deutschen Kriegerverbänden errichtet wird. Um die auf etwa 800 000 Mark veranschlagten Kosten aufzubringen, hat der Denkmals-Ausschuß beschlossen, den Beitrag der Mitglieder der Kriegervereine auf durchschnittlich 1 Mark zu bemessen. Da aber die Mehrzahl derselben den ärmeren Ständen angehört, ist es ungemein schwierig, diesen Durchschnittsbeitrag zu erheben und die Mitwirkung ehemaliger deutscher Soldaten und patriotischer deutscher Männer, auch wenn sie nicht den Kriegervereinen angehören, dringend erwünscht. Bisher sind etwa 460 000 Mark aufgebracht; mehr als 300 000 Mark fehlen daher noch an dem Kostenbetrage. Wer daher ein patriotisches deutsches Herz sein eigen nennt und sich für die Idee begeistert, daß dem Begründer des neuen Deutschen Reiches auf dem Kyffhäuser, mit welchem die Hoffnungen unseres Volkes auf die Wiederherstellung der Einheit der Nation so lange Zeit verknüpft waren, ein großes Nationaldenkmal errichtet wird, der möge nicht säumen, hierzu mitzuwirken. Beiträge sind an die Geschäftsleitung des Kyffhäuser-Denkmals, Berlin W., Kurfürstenstraße 97, einzusenden.

Verantwortlicher Redakteur: A. Beer in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.